

Erzgebirgische Heimatblätter

Beilage der Obererzgebirgischen Zeitung

Nr. 15. — Sonntag, den 8. April 1928.

Druck und Verlag von Friedrich Seidel, Buchholz, i. Sa., Karlsbader Straße 21. — Fernruf 3242 und 3243.



's is' Ustern! 's erste Blümel blüht!

Horcht, wie geschwind de Zeit vergieht!

Durch Talder un Wiesen rennts Schneewasser rei,
d'r Star gukt ins Kästel, ob alles noch sei,
un's Meizel an Bachel dos pukt sich schie ah,
zieht grüne un goldige Ködle sich nah.
D'r Zink find sei Futter un ward wieder soot,
's kimmt Ustern! 's ward Frühgahr! Dankt eiern

liem Gott!
Ganz sachte kimmt d'r Summer, de Zeit, die
vergieht,
un d'r Mensch ward miet älter, sei bissel Saam
dos verblüht!

D'r Gung nimmt sei Hackel, hults Pfingstbirkel rei,
de Schwarzbeerle blühe un schmecken bal sei,
de Hiebeer tut wachsen un 's Schwammel gukt raus,
die Rinner die ziehne sich barfüßig aus.
Se San' ward gedengelt, ganz goldig siehts Fald,
's is' Summer! D'r Bauer kriegts Taschel vull
Gald!

Ganz sachte kimmt d'r Harbist, die Zeit die
vergieht,
un d'r Mensch ward miet älter, sei bissel Saam
dos verblüht!

Bald fällt 's Saab vun Saamel un 's Waldhazel
rennt,

an Falbrand a Heifele Kreiterich brennt,
in Zweigle do schimmert de Bugelbeer rut,
s' is' Kirmes! Un 's Gansel schmeckt allen ju gut. —
De Sunn sei schu zeitig ins Bettel nei gieht,
in Harbist, ihr Rinner, do is' alles müd. —

Ganz sachte kimmt d'r Winter, de Zeit die
vergieht,
un d'r Mensch ward miet älter, sei bissel Saam
dos verblüht!

Nu wards wieder kälter, ze flaameln fängts ah,
sich huschelt sich alles ans Desel weit nah;
geeds Gungel, geeds Madel, laut gubelt un lacht,
nu ward schu ganz haamlisch an Ruprich gedacht,
wenns drinne in Stübel aus geeder Et' schallt:
„D'r Winter is' kumme! Weihnachten is' bald!“

Un d'r Mensch ward miet älter, sei Saam dos
verblüht,
's neie Gahr kimmt nu wieder, d'r liebe Gott
uns behüt!

Kurt Rambach.

Alte Jagd- und Tiergeschichten aus Schlettau und Umgegend.

Ob meine folgenden Ausführungen ganz genau der Wahrheit entsprechen, kann ich nicht verbürgen. Ich halte mich an alte Aufzeichnungen, für deren Richtigkeit ich mich nicht einzusetzen kann. Es wird wohl viel „Jägerlatein“ darunter sein. Ich fange gleich mit einer Bärengegeschichte an. Meine Leser werden denken: Schon zu Anfang eine Bärengegeschichte? Hoffentlich wird man uns keinen „Bären aufbinden“! Der Chronist erzählt folgendes:

„1617 ging Christoph Müller in Hermannsdorf abends mit seiner Zimmersäge aus dem Walde nach Hause; er hörte im Gehen etwas winseln. Als er an's niedrige Holz geht, findet er eine

Bärin mit 2 Jungen,

welche ihn anlauft, seine Säge packt und zusammendrückt. Müller gelingt es jedoch, zu entspringen. Am andern Tage holt er sich die 2 Jungen. Die zurückgekehrte Bärin kommt aber 2 Stunden später unter jämmerlichem Brüllen in das Dorf. Der Schlettauer Forstmeister nötigt den Bauern, die Jungen wieder zum Wald zu tragen, wo sie von der Bärin wieder geholt worden sind.“

Während des dreißigjährigen Krieges hatten sich die Bären stark vermehrt. Städte und Dörfer waren verödet, wer sollte die Raubtiere abschließen! So ist es glaubhaft, daß

unmittelbar nach dem dreißigjährigen Kriege

30 Paar alte Bären

in den Wäldern bei Schlettau gehaust haben sollen. Sie waren so dreist geworden, daß sie sogar „bis in die Ortschaften hereinkamen“ und den erschreckten Bewohnern unerfreuliche Besuche abstatteten.

Im Laufe dieses furchtbaren Krieges waren auch

die Wölfe äußerst zahlreich

geworden. Von Hunger gepeinigt, fielen sie oft die Haustiere, selbst Menschen an und wurden zu einer gefährlichen Plage.

Groß und dicht waren damals die Wälder um Schlettau. Sie bedeckten viel weitere Landflächen als heutzutage. So konnten sich in ihnen nicht nur Raubtiere, sondern auch viel anderes Wild, namentlich Hirsche, verbergen. Unsere Wälder waren in jenen Zeiten ein wahres Jägerparadies. Das war auch den jagdliebenden sächsischen Kurfürsten zu Ohren gekommen, die oft bei uns jagten und reiche Beute erzielten.

So umstellte am 27. Juni 1625 Kurfürst Johann I. „den Schlettauer Wald, darinnen die Förster „nur“

12 Hirsche angegeben

hatten. Auf dieser Jagd ließ der Rat zu Scheibenberg ihm 2 Fl. Wein und Kuchen präsentieren, davon er drei Bissen gegessen. Hierauf hat er auf der Wiese ein Mahl ausrichten lassen und als ihm von Scheibenger und Schlettauer Herren — — — Kuchen und allerlei Backwerk präsentiert wurde, hat er das Wenigste davon behalten und das andere nach Geyer, wo die Kurfürsten gelegen, abgehen lassen. Auf dem Stockholz schoß er 3 große Hirsche, davon ein Hirsch 7 Zentner 20 Pfund wog.“

Von demselben Kurfürst erzählt der Chronist anschließend eine Geschichte, die sich zwar in der Nähe von Geyer abspielt haben soll, jedoch so spaßhaft ist, daß ich sie meinen Lesern nicht vorenthalten möchte. „Als er (der Kurfürst) 1627 wieder in der Gegend von Geyer jagte, waren viele Frauen herausgezogen, ihn zu sehen. Zu diesen sagte er:

Weiber und Ragen gehören hinter den Ofen.“

Der Kurfürst scheint also nicht gerade weiberfreundlich gewesen zu sein. Dies geht auch aus einer anderen Geschichte hervor, die ich an anderer Stelle schon einmal erzählt habe, bei dieser Gelegenheit aber wiederholen möchte.

„Als Kurfürst Georg von Sachsen“, so berichtet der Chronist, „einmal in Schlettau zur Jagd anwesend war, waren auch die Weiber zusammengelaufen, um ihn zu sehen. Da machte es vorgekommen sein, daß viele in nicht gewähltem Anzuge erschienen waren. Endlich herrschte der Kurfürst sie an: Sie hätten ihn nun lange genug angesehen und

mühten nun zu Hause an ihre Arbeit gehen.“

Diese kurfürstlichen Jagden verursachten den herumliegenden Gemeinden gar manche Beschwerde. Beträchtlich waren die Leistungen, die von ihnen aufzubringen waren. Das Grünhainer Amt, zu dem auch Schlettau gehörte, mußte

für die Hirschjagden des Kurfürsten Georg Pferde,

Knechte, Treiber usw. stellen,

nämlich: „40 starke Zugpferde nebst zugehörigen Knechten, Geschirren und 10 starken Ketten, auch 150 starke Mannspersonen zum Treiben auf 4—5 Wochen mit notdürftigem Unterhalt versehen. Schlettau brachte dazu 60 tüchtige Männer, darunter 8 Jäger.“

Im Jahre 1612 hatte Schlettau „3 so oft die Wolfsjagd“ aufgewendet.

Für die „Hofstatt“ des in Johanngeorgenstadt jagenden Kurfürsten Johann Georg II.

hatte Schlettau 1672 zu liefern: „3 Schöpfe, 2 Lämmer und 1 Fuder Hen.“

Die Vorgänger der Kurfürsten Johann Georg I. und II. jagten nicht minder häufig in den Schlettauer Revieren.

So bejagte Kurfürst August 1567 „die Wälder und hat auch unter Scheibenberg

auf dem Schlettauer Wald 45 Stück Wild abgeschossen.“

Im August 1595 kam Friedrich Wilhelm, Fürst zu Weimar, der zehn Jahre lang Administrator in Kur-sachsen war, „mit seiner Gemahlin und den Prinzen Christian und Johann Georg auf die Jagd. Auch brachte er den Herzog Casimir von Sachsen-Coburg mit und lag auf dem Schlettauer Schlosse. Er ließ das Wild gegen das Stockholz treiben und schoß es an den Hüt- und Weideplätzen an der Elterleiner Straße. Auch trafen sie ein

wildes Schwein, welches 10 Hunde beschädigte und 4 tothieb. Es wog 6½ Zentner.

Nun suche ich nach einem Schluß; denn jede Geschichte muß bekanntlich einen Schluß haben. Und wenn die Hiftörchen wie diese hier ein solch ehrwürdiges Alter haben, dann möchte der Schluß so sein, daß er möglichst in die neuere Zeit hinüberleitet. Doch da finde ich etwas in der Chronik. Zwar nicht ganz in den Rahmen passend, aber das Wort „Jagd“ kommt darin vor und stammt, wie ich freudig feststelle, aus der neueren Zeit. Also

„Am 3. September 1869 wurde die hiesige

Jagdgerichtsame

auf weitere 6 Jahre an den Besitzer der Krinolin(en)fabrik Heisen in Annaberg verpachtet für jährlich 60 Reichsthaler. Das Geld fließt nicht mehr in die Armenkasse, sondern wird zu Straßenbeleuchtungszwecken verwendet.“

Und hiermit ist mein Latein — ich überlasse es „sonder Furcht und Zagen“ meinen lieben Lesern, festzustellen, wieviel davon Jägerlatein war — zu Ende.

Vom Leben und Wirken M. Christian Melzers

(4. Fortsetzung)

Von Stud.-Rat M. Schuster, Annaberg.

Nach Herausgabe dieses gewaltigen Werkes ruhte der 61jährige Heimatfreund noch nicht. Er begann jetzt die oben erwähnte:

„Historische Beschreibung des St. Catharinenberges im Buchholz“,

an der er bis zum Ende seines Lebens arbeitete. Der zweite, bis zum Ende sauber geschriebene Band führt bis zum Jahre 1732, er bricht mit dem Worte „und“ ab, offenbar hat das Schicksal ihm hier den Griffel aus der Hand genommen. Es ist also das letzte und reifste Werk des begeisterten Bergfreundes und sorgfältigen Altertumsforschers, und es lohnt sich der Mühe, unter seiner Führung den Geist früherer Zeiten kennen zu lernen.

Melzer ist zunächst ein wirklich tiefschürfender Häuer in dem Gebäu der Vergangenheit, und dabei doch bescheiden und freundlich. Er hat bemerkt, daß Petrus Albinus in seiner Meißner Bergchronik die Ausbeuten zu hoch berechnet hat, er berichtigt das, aber mit dem Ausdruck der Hochachtung für den Gelehrten, der sich hier einmal geirrt habe. Nie bringt er ein hartes, unfreundliches Urteil über andere Gewährsmänner, wenn er sie berichtigen muß.

Erstaunlich ist, was er alles gelesen und verarbeitet hat, meist wird auch die Seite angegeben, wo die Angabe zu finden ist. Neben den Annaberger Chroniken von Zenisius, Wahl, Arnold, kennt er die Schmidtsche Chronik von Zwickau und die Möllersche über Freiberg und viele andere, er suchte aber auch neben gedruckten Werken allerhand Urkunden auf, so führt er den Erbverbrüderungsvertrag zwischen den Landgrafen von Hessen und den Herzögen von Sachsen vom J. 1520 im Urtexte an, ein Zeichen seiner Genauigkeit. Er kennt die alten Gerichtsbücher, Lehnbücher und Kirchenbücher der Umgebung, alte Notizbücher, ein altes Handwerkerbuch, ein Kontobuch werden als Quellen genannt, über den Stadtbrand in Annaberg von 1664 berichtet ein Brief eines Kaufmanns an seinen Freund in Wien. Als er 1724 hört, daß ein Mann in Temeswar 185 Jahr alt geworden sei, schreibt er dahin und fügt die bejahende Antwort mit Angabe über die Lebensart dieses Mannes in seine Chronik mit ein. — Wer sich dafür interessiert: Der Mann hatte einen grünlich-weißen Bart, bettelte noch bis zuletzt an der Poststation, er lebte einfach, Milch, Colatschen von türkischem Weizen und Branntwein waren seine Nahrung.

Auch Werke, die nicht nur Geschichte behandeln, interessieren ihn und werden angeführt.

Carpzow's Werk Criminalia, in denen das Strafrecht an Einzelbeispielen erläutert wurde, kennt er, und er fügt einen solchen Fall aus dem Jahre 1630¹⁸⁾ an: Eine Frau in Annaberg M. S., deren Mann als Soldat vor Stralsund lag, verging sich mit einem Barbier S. K. Da sich herausstellte, daß der Ehemann beim Vergehen seiner Frau schon vor Stralsund gefallen war, ergab sich die Rechtsfrage, ob die Frau wegen Ehebruchs bestraft werden könne. Melzer hat hier die Namen der Beteiligten, die Carpzow nur mit Anfangsbuchstaben nennt, ergründet und mitgeteilt.

Neben juristischen Schriften nennt Melzer vielerlei andere, z. B. solche über Waldwirtschaft, über die Kornwürmer, über das Polarlicht und über medizinische Fragen. Er führt über letztere das Werk eines Dr. med. Benette, Professors in Rochefort, an, von dem Teil 3, S. 445 angeführt wird, also offenbar ein sehr umfangreiches Buch.

Das Werk Benettes, das von der Entstehung des Menschen handelte, ist für Melzer deswegen interessant, weil er

eine Erklärung für Mißgestalten suchte. Der französische Gelehrte behauptet:

„Die ungestalteten Kinder und welche man vor Misgeburten hält, werden anders nicht als durch natürliche Ursachen empfangen, es mögen auch etliche Gelehrte hiervon sagen, was sie wollen.“ Dagegen führt Melzer an, was der Sup. Dr. Christian Lehmann in Annaberg über solche Wahrzeichen an Kindern geäußert hat:¹⁹⁾

„Ob es nun wohl von seiten der Weltflugen an natürlichen Ursachen nie fehlen wird, solche Geburt zu extenuieren (abzuschwächen, für unbedeutend zu halten) und die lieben Weltkinder in der süßen Sich(er)heit zu erhalten, wozu heut zu Tage der Fürst der Welt kluge und gelehrte Leute gebraucht, die unter dem Schein natürlicher Ursachen alle göttlichen Warnungen in denen Kreaturen entkräften, gottseliger Herzen Besorglichkeit geringe achten und dem mit vollem Lauf einreißenden Atheismo den Weg beßern, auch was in der Furcht Gottes von gottseligen Leuten zur Beßerung des ruchlosen Lebens erinnert wird, nur hönisch verlachen. So bin ich doch diesfalls anderer Meinung, verachte zwar die natürlichen Ursachen keineswegs, halte aber dafür, daß Gott niemals an der edelsten Creatur auf Erden, dem Menschen, einen solchen monströsen Mangel geschehen lasse, der nicht die Sichern zu mehrerem Nachdenken aufzuwecken gemeinet sei.“

Nach dieser Meinung seines verehrten Superintendenten glaubt der Chronist, daß sonderbare Schädelbildungen bei Neugeborenen einen warnenden Hinweis auf die damalige Mode hohen Kopfpuges geben sollen. Der Fürst der Welt aber, der Teufel, benutze kluge Leute, um alles natürlich zu erklären. So berichtet Melzer auch über das Annaberger Gespenst ruhig und sachlich, er ist aber jedenfalls der Meinung, daß der Verüßer dieses Unfugs vom Teufel angestachelt war. Im J. 1691 spukte im Hause des M. Enoch Zobel, Archidiaconus in Annaberg, auf der Buchholzer Gasse ein Gespenst. Es stellte sich später heraus, daß ein Posamentier diesen Unfug verübt hatte. M. Zobel, ein schwächlicher Mann, der auch früh starb, beschrieb dieses Gespenst in einem besonderen Büchlein und wurde deshalb heftig angegriffen. Der Streit drehte sich schließlich darum, ob es überhaupt Gespenster gebe. Melzer wirft hier seinem Amtsgenossen keinen Stein in den Weg, sondern urteilt ruhig und klar nach Anschauung seiner Zeit. Er berichtet:

„Im Monat September gab es viel zu reden von einem Hexen-Gespenst zu Annaberg in M. Enoch Zobels Bürgerhaus auf der Buchholzer Gasse, wovon dieser gelehrte Besitzer selber eine Historiam mit allerhand observationibus (Bemerkungen) abgefaßt und hernach eine sonderliche Apologiam (Verteidigungsschrift) dazu geschrieben. In Wiesenthal aber hatte der damalige Diaconus M. J. C. in seiner Diaconats-Wohnung auch eine ungewöhnliche Ansehung, mit schlagen, poltern, heulen, pörsen, item Verunreinigung der Haukthür, mit Excrementis humanis etc., darein sich niemand finden konnte. In eines erfahrenen Theologi Brief aber habe ich dieß Judicium gelesen. Das der Teufel dies gethan habe durch seine bösen Werkzeuge, vermittente deo (mit Gottes Erlaubnis).“

Melzer hält also das ganze für keinen unerklärlichen Zauber, sondern für das Werk eines vom Teufel getriebenen Menschen. Man dachte sich ja den Teufel damals meist als sichtbares Wesen. Manche Erscheinung mochte den Leuten der damaligen Zeit als übernatürlich erscheinen, doch ist Melzer mit einem Urteile hierüber sehr zurückhaltend, er sucht zunächst immer nach einfacher Erklärung.

¹⁸⁾ II, 1630.¹⁹⁾ I, p. 326 ff.

Nooch'n Feierabend



Ustereiersuchen.

Von Luise Pinc, Sagung.

Wenn in Geberg kimmt dr „grüner Donnerstag“ rah,
Do is sei ne wahre Lust,
Es frahe¹⁾ sich ah noch de Alten drah,
Erinnering zieht dorch de Brust.

Se denken an ihre Gungezeit,
Wu se salber noch Rinner war'n,
Wu de Ang'²⁾ hom gestrahlet, un 's Harz hot gepocht,
's war für viele, viele Jahr'n. —

Doch heit is wieder darselbe Tog
Wie domols, ner alt sei se wuhrn.
De Erinnerung an ihre Rinnerzeit,
Die homse bis heit net verlurn.

Wie früher, werd heit noch e Kast gebaut
racht weit of'n Heibuden druhm;
Kah Kind sich naus in dr Hausflur getraut,
Se denken, dr „Hos“ sibt schie uhm. —

Drweile kocht's Wasser in dr Rühr',
Ah e Lippel mit Bäcker Jarb',
's lehte Ei is nu racht schie ahgemohlt,
Ihe schnell nei in aln Zebbelkorb.

Nu gieht emol in dr Stub esür
Un pakt bei'n Fenster auf,
Eb net nu endlich dar Ustertos kimmt,
Ich gelaab, er is 's Dorf furten nauf.“

De Rinner, die giehe nu endlich eühr,
Un de Mutter ganz sachte uhm nauf,
Se puht nu dos Kastel racht schie ah,
Of de Eier kimmt e „Hos“ extra drauf.

Un esu sachte wie nauf, machste ah wieder roh'³⁾
's hoise kaa Mensch gehärt un gefah,
„Ihr Rinner, ich gelaab, ihe war er do,
Of der Schupp⁴⁾ hot's en Knallerts gedah.“

Esu spricht se; drweile gieht e Tubel lus,
Mer denkt, 's alle Heisel fällt im,
Für'n Kast trat'n se euch, mit Ang esu gruh,
Beguckens nu rimm un nimm.

„Ach, dar alle gute Ustertos,“ spricht's Madel
Un guckt of dann Wunner,
„sahet nár, dorch'n Heibudenfenster naus
Is 'r gehuppt in Garten nunner.“

Se paken nu alles in dr Schürz',
Baue de Eier of'n Tisch unten auf,
's „Papp-Ei“ wer gleich leer gemacht,
De annern konne ofn „Salat“⁵⁾ uhm drauf.

„Ach, is dos ne Fraad“, denken de alten Leit,
Wenn mersich nár könnten noch oft drah;
„Gerod esu war unnere Rinnerzeit,
's kunnt nisch schinnerich für uns mehr gab'n. —

Ah, Leit von Geberg, halt de Hamit huch,
un ehrt ihre alten Sitten,
Denn nerngst⁶⁾ is doch esu wunnerichie,
Wie in unnern nidering Hütten.

Ah unnere Rinner filln denken garn drah,
Wenn se müssen in dr Walt emol naus,
Un dann Tog, wuh se Eier hohm gesucht,
In dr Hamit, im Boterhaus.

Geschwind muß mer sei.

Der Gust war einst ne gute Haut, daar niemand awos ze laad geta hot. Wenn er ober amol in Derzähl'n dreinei war, noochert kunnt's lang dauern, e' er wieder aufhätet; 's mocht aah mit do dra lieng, doh er net gar asu zungefartig war. An en Sunntig vormittig sohen mer su a zaah Mann ben Balsbier-Arnt. Weil's draußen racht aufgiehen tat, hatt's aah niemand eilig, un der Gust gleich gar net, wenn daar üme achte früh kam, soh er ze mittig um aans aah noch. Do wur nu von all'n dischferiert; unner annern kam aah de Red off de Geschwindigkeet. Der Balsbier saht, 's Geschwindeste is ober doch der Blich. Do fing der Gust aah: „Ja, ja, der Blich — Blich! Do muß ich eich wos aus meiner Guhngd derzähln.“ — Do horchten ober alle auf. Waar sich ober net gut maastern kunnt, daar guket zum Fenster naus, oder in enner Zeitting, doh der Gust kenn lachen sahe kunnt.

„Also, horcht auf!“ fing er ah. „Ich kaa sei a Gahrer achtz'n gewaasen, do muß ich schie mit menn Boter off de Maahnderei giehe, mer hatten de größte Waldwies, die ich weh, in der Wad, do kimmt off amol a Gewitter vun der Schmalzgrub rüber, doh mer dacht, 's kám der gúnste Tog! Krach off Krach, Blich un Schlog war aans. „Boter, komm,“ saht ich, „s ward Zeit, doh mer uns verziehe.“ Ich hatt's Maul noch net richtig zu, kimmt a Blich, su lang wie de Stroh vun Wolkenstaa bis Mariebarg. Do hob ich mei Saas hiegehaue, bie su a zaah Meter off de Seit' gesprunge, de Haar hot mersich off'n Kopp in der Höh gezuht, doh dr Hut förmlich in Freie hieng. 's war ober aah mei Geluck, doh ich su geschwind war, einst laabet ich schie lang nimmer. Wißt ihr dá, wu daar Blich neisuh? In meiner Saas! 's hatt mir schu su en klenn Ruckersch, wie ich noch übern Wagschmeihen war, geta! „Ja, ja,“ saht der Gust, wie sich de paar Arntshafing racht wunnern taten, „su fix is aam ne jeder. Su a aahnliches Ding is mir aah noch amol in Annebarg pasiirt. Bie ich do in der Stadtkammerei off Arbet, mir hatten a Streck neie Wasserleitung ze machen, in dan Strang log ober a Gasleitung; ich war schie kundig in daarartiger Bauerei un aah fürsichtig, ober mei Kolleg' aus Buden, daar hot sette kichliche Arbet noch net gesahe, geschweige dá gemacht. Nu will's doch's Ugeluck, doh dos dumme Luder mit seiner Spitzhaß in su a Gasrohr neishaft. Do hätt ihr nár sull'n saache! Neishaften — a gruhmach-tige Flamme' rauschloong, dos gieng sei geschwinder, als ich's derzähl! Do bie ich geschwind zerückgesprunge, hob en Bagen Laahm gehult un hob dos Loch nár gleich zugeschiert. Noochert hob ich mich erscht um menn Kolleg' umgeseahe; dos arme Luder log net weit dervu, dan hatt's ne Verstand genumme! Ja, ja, geschwind muß mer sei!“

¹⁾ freuen, ²⁾ Augen, ³⁾ runter, ⁴⁾ Holzschuppen.

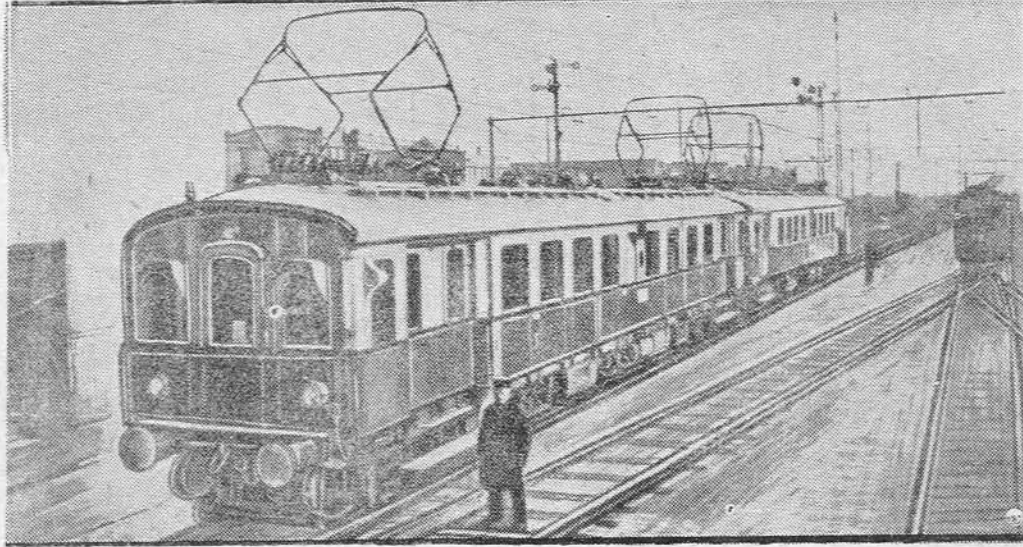
⁵⁾ Kartoffel salat, ⁶⁾ nirgends.

Die Elektrifizierung der deutschen Bahnen

Elektrische Schnellzugwagen.

Die deutsche Reichsbahn, die gleich nach dem Kriege unter den Rationalisierungsmaßnahmen zur Verbesserung der Wirtschaftlichkeit Hand in Hand mit dem Ausbau des Verkehrs nach modernen Grundsätzen die Elektrifizierung erwog, hat in und um

Berlin zunächst verschiedene Strecken elektrisch ausgebaut, um neben der Erprobung der technischen Anlagen auch die Bewältigung des Massenverkehrs gründlichen Prüfungen unterziehen zu können. Die Erfahrungen sind nun soweit vorgeschritten,



daß die Reichsbahn auch Fahrten auf längeren Strecken einrichten will, und zwar ist zu diesem Zweck der oben abgebildete Wagen in Aussicht genommen, der auf verschiedenen Strecken in Betrieb genommen wurde. Diese Wagen, die elegant ausgestattet sind und zweite und dritte Klasse gemeinsam umfassen, sollen als Schnelltriebwagen mit elektrischer Oberleitung den Verkehr zwischen einzelnen Großstädten vermitteln, um die

Zugfolge dichter halten zu können. Die Wagen sind 23 Meter lang und haben auf beiden Enden Führerstand und Gepäckraum. Selbstverständlich sind sie mit allen technischen Sicherungen ausgestattet; unter anderm haben sie den sogenannten „Toten-Mann-Knopf“, einen Knopf, auf den d. Führer während der Fahrt dauernd drücken muß; sobald er ihn losläßt, wird der Strom unterbrochen und der Wagen hält.



Werde nicht mutlos, wenn dir das Lernen schwer wird.

Ah, seufzte Wilhelm gegen seinen Vater, mir wird das Lernen sehr schwer! Früh und abends strengt ich mich an, und doch fasse ich nicht alles so, wie ich wünsche, und wie es der Lehrer verlangt. Der Vater erzählte dies dem Lehrer. In der nächsten Schulstunde sagte dieser: Wilhelm! ich weiß, daß du sehr fleißig bist, und daß dir das Lernen sehr sauer wird. Ich habe dich wegen deines Fleißes und deines guten Willens sehr lieb, wenn du gleich nicht immer so viel leistest, als andere Kinder. Fahre nur in deinem Eifer fort; du hast doch mehr gelernt, als wenn du faul und träge gewesen wärest. Diese Worte machten dem Knaben Freude, und er brachte es durch seinen unermüdlichen Fleiß weiter, als mancher andere, der zwar vorzügliche Geisteskräfte hatte, aber sich auch darauf verließ und wenig tat.